Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 33

Artikel: Sommerliches Meer

Autor: Rychener, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645876

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und nun begibt sich etwas, das die Aufmerksamkeit der Leute mit einem Schlag auf andere Bahnen lenkt. Der Mehlhuu, sonst ein seltener Wirtshausgast, steht schweißtriefend in der sperrweit offenen Türe:

„Ein Unglück! Dem Urech Leu sein achtjähriger Bub ist über die Bärwand hinaus zu Tod gefallen!"

Erst nach einigem Verschnaufen vermag Felix den Hergang des bösen Ereignisses knapp zu berichten. „Die Bengel haben sich trotz des Verbotes wieder einmal damit erlustigt, oben beim Absturz auf den Stauden herumzuklettern. Dem Urech seiner, der auch schon seinen Rauch im Kopfe hat, wollte es natürlich allen zuvortun. Auf ein Tännchen ist er geklettert und hat sich ganz zu oberst hin und her gegewiegt, solange, bis es dem schwachen Wurzelstockl einesmals zu viel wurde. Das Stänglein hat sich überzwerch gelegt, kein Plärren und Webern hat geholfen, der schöne Bub ist als ein blutiges Häufchen Fleisch unten auf den Steinen gelegen, just vor dem Bärenloch, wo die Stieglerin vom Bann vor Jahren den letzten Bären mit dem Küchenbeil erschlug, während sie zuhören mußte, wie das Untier ihrem neunzehnjährigen Sohne mit seinen Pranken die Rippen zerbrach. Der Präses Gut von der Großenweiler Weidgenossenschaft, der zufällig in der Nähe dem Angeln oblag, hat das Leichlein aufgehoben und dem Wehrtanner ins Haus getragen. Eine halbe Stunde später hat dann der Urech Leu sein Heimwesen mitsamt dem Ueberschyn an die Großweide verkauft. Wieder drei Hofstätten weniger am Berg; dem Fryner wird es auf seiner Insel wohl auch bald verleiden."

Der letzte Winter.

Mehr als fünf Jahre lang hat Hannes Fryner nun mit seiner Familie als Halb-Einsiedler auf dem Heiletsboden standgehalten. Standhalten ist kein zu lautes Wort, denn es ist um das Höflein zur Quell recht tot und einsam geworden. Urech Leu hat sich nach dem Verkauf seines Heimwesens nach Schönau hinab verzogen und ist dort Lammwirt geworden. Aber er ist seinem Schwur auch im Tale treu geblieben, er hat keine Mühe gespart, dem alten Nachbarn auf dem Berge zu schaden und weh zu tun, auch wenn es ihn Opfer kostete. Schon im ersten Sommer hat er die beiden Heimwesen zum untern und obern Kirschgarten aufgekauft und mit einem ansehnlichen Verlust an die Großweide weitergegeben. Auf dem Platze des von der Bildfläche verschwundenen Ueberschynhofes steht jetzt ein Sömmerungsstall, und auch der obere Kirschgarten ist abgetragen worden, weil sich die Kosten des Unterhaltes nicht gedeckt hätten.

Das Heim zur Wehrtanne, das sich Urech Leu als Eigentum vorbehalten, steht zwar noch, aber es hat seinen alten Stolz gemach von sich abtun müssen, es ist recht traurig bestellt um das einst so stattliche Berghaus. Der Lammwirt in Schönau kümmert sich nicht um seinen Vätersitz, der schon bei seinem Wegzug dem Zustande der Baufälligkeit nahegekommen war. Sein Haß gegen den Berg, der ihm den Sohn raubte, ist verschwiegen, aber er sitzt tief. Urech hat den Bannkreis des Wetterstuhls nach dem Verschachern der Kirschgartenhöfe mit keinem Fuß mehr betreten. Wenn ihm ein Bergler berichtet, daß übermäßiger Schneefall einen Teil seines Hausdaches eingedrückt hätte, so daß jetzt Regen und Wintertraufe den Weg durch alle Böden hindurch bis in den Keller hinabfänden, so lacht er trocken heraus. „Die Kellerdohle wird die Wässerlein schon schlucken." Andere tragen ihm zu, es hätten fremde Berggänger, die vor einem Gewitter Unterschlupf suchen mußten, die Fensterläden herabgelassen, es sei bei einem späteren Hagelschlag kaum eine Scheibe mehr ganz geblieben. Der Lammwirt meint verkniffen darauf: „Wenn dem Fryner auf dem Heiletsboden die Front nicht mehr gefällt, so kann er seinen Rüssel nach der andern Seite kehren."

Man hört freilich hin und wieder munkeln, Urech Leu brächte nicht einmal mehr die Mittel auf, sein ererbtes Heimwesen instand zu setzen. Im Uebereifer, sein an den Kirschgartenhöfen verlorenes Geld doppelt wieder hereinzubringen, hat er nämlich, auf seinen guten Blick vertrauend, zwei große Bauerngüter im Unterland erworben und dabei seine Rechnung falsch gemacht. Es wird gemach zum öffentlichen Geheimnis, er habe sein leeres Wirtshäuslein an der Hintergasse zu Schönau mit einer bösen Schuldenlast beladen müssen, um sich zur Not über Wasser halten und wenigstens noch tagaus, tagein seinen Jaß klopfen zu können.

*

Ein schwerer Winter hat sich auf den Berg gelegt. Mit früher Kälte einbrechend, wirft er nach Weihnachten eine Schneelast auf Trift und Gaden, auf Gehöfte und Almbreiten herab, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehn. Darauf setzt ein Sturm ein, der einen Tag und zwei Nächte hindurch mit solcher Wucht über die Kämme hereinfährt und durch Schlucht und Kleintal fegt, daß in Gewänd und Balkengefüge der alten Holzhäuser ein Geseufze und Stöhnen umgeht. Wenn es auf Augenblicke erschweigt, so ist die Stille um so unheimlicher, jeder neue Stoß kann den Zusammenbruch bedeuten. Sträßlein und Steigpfade sind stellenweise viele Meter tief mit Schneewächten eingedeckt und noch immer türmen sich die Haufen unheimlicher auf. In den höheren Berglagen ist jedes Heim eine Welt für sich, den Gewalten des sinnlos gewordenen Winters auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Die eingeschneiten Berglerfamilien, jede auf sich allein gestellt, fühlen sich von der großen Gemeinschaft abgetrennt, ja von ihr förmlich preisgegeben. Nur die Erinnerung an frühere Notzeiten hält in den Herzen den Hoffnungsschimmer wach: Es wird auch dieses Mal vorbeigehen ... (Fortsetzung folgt.)

Sommerliches Meer.

Von Hans Rychener.

Die bedächtige Nebenbahn müht sich hinaus von Königsberg an den Ostseestrand. Brütender Mittag, blau schwelgendes Lichtreich eines wolkenlosen Himmels. Trockenes fruchtbares Land weit ringsumher, endlos flach wogende Erde, ergeben in brütender Sonne. Nirgends noch zeigt sich das Meer. Ohne Blick auf seinen blau waltenden Spiegel schiebt sich endlich das Stationsgebäude von Rauschen neben den Zug und lockt mit dem kühlen Klang seines Namens viel buntes Stadtvolk aus den Wagen.

Schnell steige ich aus, eile über die Geleise in ein nahes Wäldchen, und gleich blinkt und schimmert glückheißend zwischen den Bäumen das Meer und haucht auch schon frisch seinen Atem daher. Dann lichtet sich wundersam

das schmale Waldband, und ich trete hinaus in eine blendende Allmacht der Sonne, bleibe froh betroffen stehen, zu Füßen einen Steilhang, der jäh niederstürzt an das große berauschend nahe Wasser. Leichte Wellen stürmen da spielend auf feinen Sand, wallen und wippen, flimmern und schäumen, spritzen und zerrinnen rastlos sich drängend aus der lichttrunkenen Fläche, die allmächtig in ihrer warmen Ruhe sich hinzieht.

Dunkel läuft der Absturz des gleichförmig erhobenen Landes weit am Meere dahin, seinem urzeitgewaltigen nagenden Vernichtungswerk hier mehr und dort weniger gewichen. Zu Füßen der endlosen zerrissenen Steilküste schmiegt sich unentwegt ein holdes Band hellen Sandes dahin. Rastlos laufen die sonnigen Wellen darauf und breiten duftig weiß ihren Gischt aus, vor unzähligen Menschen, die da weit verstreut sich im Banne des sommerlichen Meereszaubers am lichten Tage erfreuen.

Jäh fällt der schmale Pfad. Dann ungewohntes Schreiten. Trockener Sand, in dem Wasser geheim waltet, hindert meinen Schritt. Drüben entfliehend, winken großartige Bretterbauten mit wallenden Flaggen und grellem Bade-Mode-Getriebe. Lachend anstürmende Wellen geben mir das Geleite. Froh und bunt dazu umfängt mich der Menschen offen hingestreutes Treiben. Ein paar Kleine hier, munter und braungebraten, türmen emsig eine Sandburg auf, graben dem Wasser einen Zugang, springen erwartungsfroh in die Sandfeste und verfolgen stolz vergnügt die hereinbrechende kleine Flut, die mit aufschäumenden Armen sie blinkend umkreist. Hinter hochaufgescharrtem Sandwall träumt ein glückliches Pärchen seine süßen Sommerträume, und draußen im nahen Wasser erwartet eine frohe Jungschar, Knaben und Mädchen, die nächste große Welle. Mit sich steigernder wonniger Spannung blicken sie ihrem stummen drohenden Nahen entgegen, bis sie alle, von ihr erbarmungslos ergriffen, in die Höhe und dann in die Tiefe fahren, dabei untertauchen und glücklich-angstvolle Schreie ausstoßen. Geborgen auf trockenem Sand ruht ein breites Ruderboot. Sein Schatten birgt ein paar junge Männer, die eifrig Karten spielen. Unvermerkt umraunt und befächert sie der sonnige Rauschgesang des Meeres. Hinter ihnen über schroffem Anstieg waltet stumm gelassen der dunkle Wald.

Wie einzig schön, an einem stillen Plätzchen die Kleider abzulegen, um sich in den wonnig heißen Sand zu werfen und von der Sonne voll durchströmen zu lassen und im Angesicht des herrlich weiten Wassers mit seinem wundervoll lichtjubelnden Ineinanderspiel unfaßlicher Farbtöne das unabstreifbare Kleid all seiner nichtigen Alltagsgedanken zu vergessen! Seltsam betäubt vom nahen Rauschgesang des Meeres und dem leisen Hauch seines würzigen Atems verfalle ich da in glückhaft sinnendes Träumen. Woge um Woge wälzt sich heran, Minute auf Minute, Stunde um Stunde, während Tagen und Nächten schon, seit Jahren und Jahrtausenden. Seit wann? Wie lange noch? Ewigkeit raunt. Stets neu ist das Antlitz des ewig gleichen Wassers. Wellen tauchen auf aus fernem Blau, wandeln einher in allbeseelendem Urzwang, stürzen am Ufersand, zeichnen sich ab vergänglich im Sand nach Größe und Wucht und gehen auf zu neuem Werden im All, das sie geboren.

Wie herrlich, sich den verlockend nahen Wellen entgegenzustürzen, mit der weichen Kraft ihres wohlig umkühlenden Wassers zu kämpfen, ziellos durch die Fluten zu schwimmen und nichts zu tun als sich freuen am urfreundlichen Nachmittag voll Sonne, Luft und Wasser! Darauf sich wieder hinlegen, einem schlanken Boot nachschauen, das mit mächtig aufragendem schneeweißem Segel in stummer Eile majestätisch die Fluten durchschneidet, aufhorchen beim stechenden Schrei einer Möwe und dann sorglos einschlafen, umschleiert von der bunten Schaufülle froher Reisetage und langer Eisenbahnnächte, die dumpfen Stöße des nahen Rauschens sachte in den Ohren verklingend ...

Kalt packender Schreck reißt mich jäh aus dem Schlaf in finstere Bedrängnis. Prickelnde Kühle leckt an den Füßen. Traum? Wirklichkeit? Nur mühsam komme ich zu mir. In heftigen Stößen tost drohendes Wasser heran. Verstört stehe ich auf, fasse mich, packe die Kleider und weiche dicht an den nahen Steilhang. Kaum erkenne ich die Umgebung wieder. Schwerer, finster drohender Wolkenhimmel über mir. Beengend nahe und wild aufgebracht das Meer. Jämmerlich zerschellen die mächtig angewachsenen Wogen am sanften Anstieg und zischen dann weit sich ausbreitend flach über den Sand daher. Ein Blitz leuchtet gespenstisch auf das zerwühlte Meer herunter, ein Atemzug, und es folgt ein Knall, dessen ungeahnte Heftigkeit sich in ein langsam verstummendes Dröhnen verzieht. Hastig werfe ich die Kleider um. Ich glaube kaum der Uhr, daß es Abend geworden. Kein Mensch weit und breit. Die ersten Regentropfen fallen, schwer und aufdringlich. Eilig verlasse ich den Strand, dessen erst noch so farbig bewegtes Treiben wie von den Wogen weggespült völlig erloschen ist, erklettere den Steilhang, breites gewaltig brummendes Donnerrollen und Wassergebraus im Rücken.

Am Rande des schwarzen Wäldchens in erhabener Höhe bleibe ich kurz stehen. Frech sprüht mir der Regen ins Gesicht, und hinter mir wühlt geheimnisvoll der Wind in den Bäumen. Blitze flackern aus dem finstern Gedränge der Wolken und schimmern fahl und schrecklich auf dem wild zürnenden Meer, dessen dunkle Wogen mit grau tanzenden Schaumkronen giervoll der weißen, tosenden Brandung entgegenjagen. —

Zwei Gedichte von Irmela Linberg.

Wanderdünen.

Die blachen Wiesen grünen,
Es grünen die Weiden im Land.
Fern aber gilben Dünen
Traumhaft am Himmelsrand.

Ihre Säume grüßten
Sterne, Wogen und Wind
Und ferne heiße Wüsten,
Die ihre Schwestern sind.

Sonne und Regen ziehen
In ewiger Wiederkehr, —
Und die Dünen fliehen
Weiter und weiter ins Meer ...

Das Meer und Du.

Wie das überschwängliche
Nimmer vergängliche
Meer so weit —
Bald sonnenhelle
Mit tanzender Welle
Zu Jubel bereit,
Bald wolkenumzogen
Mit schweren Wogen
Zu tiefem Leid —

Laß schäumen und schmollen,
Laß dunkel sie grollen
Ohne Rast, ohne Ruh —
Laß heiter sie blinken
Und locken und winken
Nur immerzu! —
In jedem Getriebe
Hat all meine Liebe
Das Meer — und du!